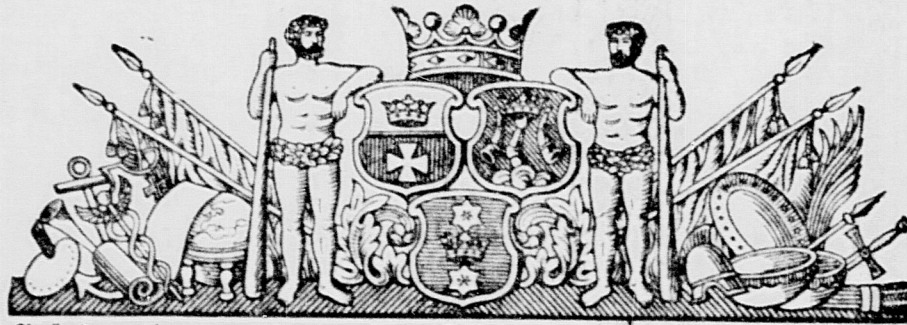


Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Postgebühren). Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Gründungsjahr der Hartung'schen Druckerei (weiland Reußner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einspaltige Letztzeile oder deren Raum 20 Pfg., für Interferenzen außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pfg. Reklamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Preisauschreiben.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ setzt hiermit einen **Preis von tausend Mark auf einen ostpreussischen Roman.**

Die Veröffentlichung soll am 1. Januar 1915 in der „Hartung'schen Zeitung“ beginnen. Die Verfasser sind gebeten, ihre Arbeiten bis zum 1. Dezember 1914 an die Redaktion gelangen zu lassen.

Die Handlung des Romans soll womöglich **Königsberg zum Mittelpunkt haben, jedenfalls unsere ostpreussische Heimat zum Schauplatz.**

Bevorzugt wird ein Roman aus dem **Gegenwartigen Leben.** Indessen sind auch **geschichtliche Stoffe nicht ausgeschlossen.** Bedingung ist, daß die Arbeit zum **erstenmal erscheint.**

Die Auswahl unter den Werken, die am Wettbewerb teilnehmen, wird durch ein Preisgericht vollzogen, bestehend aus der Redaktion der „Hartung'schen Zeitung“, die sich dabei auf Mithilfe und Rat namhafter ostpreussischer Schriftsteller stützen wird.

Der „Hartung'schen Zeitung“ bleibt das Recht vorbehalten, auch **einzelne der nicht preisgekrönten Arbeiten zur Veröffentlichung zu erwerben.**

Alle näheren Festsetzungen des Preisauschreibens werden am 1. Januar 1914 bekanntgegeben.

Wir wünschen, daß unsere Anregung sich dem heimischen Schrifttum **fröherlich erweise, und daß dabei zugleich unser Leserkreis den literarischen Gewinn finden möchte, den man sich von der Pflege bodenständiger Eigenart versprechen darf.**

Wir hoffen, daß es an **geeigneten Werken nicht fehlen wird, und bemessen den Zeitraum zwischen dieser unserer Aufforderung und der Veröffentlichung überdies auf ein volles Jahr, damit auch die Beteiligung von neuen Autoren ermöglicht wird, die durch die Gelegenheit erst zur Verwirklichung vielleicht schon vorhandener Pläne veranlaßt werden.**

Königsberg, vor Weihnachten 1913.

Die Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die Krise, ihre Ursachen und ihre „Lösung“.

Von Ludwig Sofaczewer.

Der Kanzler ist von Donaueichingen zurückgekehrt. Die Meldung, daß er sein Demissionsgesuch in der Tasche gehabt habe, hat er dementieren lassen. Auch der Statthalter, von dem man schon bestimmt zu wissen glaubte, daß er so amtsmüde wie nur denkbar sei, ist einweilen auf seinen Posten zurückgekehrt. Und die „Lösung“, die der Kaiser und seine Ratgeber gefunden haben, soll darin bestehen, daß das Regiment 99 von Zabern weggelegt wird — was unter Umständen auf eine Bestrafung der Bevölkerung von Zabern hinausläuft — und das Verfahren gegen die Rekruten beschleunigt werden soll. Eine Krise aber hat nach der offiziellen Diktion überhaupt nicht bestanden.

Und doch kann kein Mensch bestreiten, daß die Dinge bis zu einer Krise gediehen waren, daß wir uns noch in diesem Augenblick im innersten Wirbel einer solchen Krise befinden. Die Stunde ist nicht etwa erst deshalb, weil meine Stellung gefährdet wäre, nicht etwa deshalb, weil Sie ein Mißtrauensvotum gegen mich beantragt haben und beschließen werden, deshalb ist die Stunde nicht erst, sondern deshalb, weil sich die Gefahr aufgetan hat, daß eine Klust zwischen Armee und Volk geschaffen werde. Also hatte noch am Donnerstag Nachmittag, wenige Stunden vor seiner Abreise nach Donaueichingen, Herr Theobald v. Bethmann Hollweg selber im Reichstag erklärt. Kaum fünf Monate vorher, am 28. Juni hatte derselbe Kanzler in einer Volemie gegen die Sozialdemokraten in der 3. Lesung der Behauptung eine Definition des Wortes „Militarismus“ gesucht und dabei von dem engen Zusammenhang gesprochen, der gerade in Deutschland zwischen Volk und Heer bestehe, von dem selbst in sozialdemokratischen Kreisen tief eingewurzelten Bewußtsein dessen, was Deutschland seiner Armee verdanke. „Das deutsche Volk erkennt in der Ehre der Armee seine eigene Ehre“, so hatte er mit starker Betonung und unter dem stürmischen Beifall aller bürgerlichen Parteien ausgerufen. Wie konnte ein Denker wie Bethmann Hollweg entgegen seiner eigenen Versicherung in so kurzer Frist vom Optimisten zum Pessimisten werden? Warum hat er nicht sich und dem Reichstag die Frage nach den Ursachen vorgelegt und beantwortet, die so mit einem Schlage eine so gefährliche Klust erscheinen lassen?

Hier, in diesen Gegenätzen zwischen Heer und Volk, liegt der Kern einer nicht abzuleugnenden tatsächlichen Krise, einer Krise, die dadurch nicht weniger ernst wird, daß den halb traurigen halb lächerlichen Anlaß dazu die „Entgleisungen“ eines unreifen jungen Herrn, eines eben aus dem Ei gekrochenen Zaberner Leutnants gegeben hatte. Gerade demjenigen, der versucht, die Entwicklung dieser Dinge ruhig, leidenschaftslos und nüchtern zu erforschen und zu betrachten, bietet sich ein seltsames aber außerordentlich bezeichnendes Bild. Der Kanzler, an dessen Ehrlichkeit und dessen gutem Willen während seiner ganzen Amtszeit auch der politische Gegner nicht zu zweifeln vermochte, warnt vor der „Ueberempfindlichkeit der elass-lothringischen Bevölkerung“. Dabei hat sich gezeigt, daß weit empfindlicher und

Es gibt Naturen, die durch das groß sind, was sie erreichen, andere durch das, was sie verschmähen. S. Grimm.

Berliner Konzerte.

Die Vortragswoche gehört den Chorkonzerten und fast alle nennenswerten Vereinigungen traten auf den Plan. Gleich der erste Erfolg war der gewaltigste, nicht mehr zu überbieten. In der Karwoche war es mir durch die leidige Gänzung der Veranstaltungen nicht möglich gewesen, der Aufführung der strichlosen Matthäuspassion durch Siegfried Ochs und seinen Philharmonischen Chor beizuwohnen. Diesmal durfte es nicht umgangen werden. Ich will gestehen, daß ich, da über die Wiedergabe seinerzeit die widersprechendsten Meinungen geäußert waren, etwas skeptisch hineinging, auch die ganze Anordnung, zwei Konzerte, Mittags 12 bis 2 Uhr und Abends 7 bis 9½ Uhr, mit dazwischen gelegten Kofferenderzügen bei Hilbrich und so, konnte stören. Doch alle Bedenken stellten sich nur als angebotene Philisterei heraus: mea culpa. Denn kurz gesagt: 1829 entdeckte der „Judenjunge“, wie er sich selbst ironisch nannte, Felix Mendelssohn, die Matthäuspassion für die musikalische Welt, und gab sie, für seine Zeit, vorbildlich. 1913 jedoch gab der ebenfalls nicht-artistische Siegfried Ochs, dieses christliche Werk in der Auffassung der heutigen Zeit, die uns nun genau wie jene damals vor achtzig Jahren, grundlegend scheint für alle Zeiten. Ohne es natürlich zu sein, falls Jbien recht hat, daß eine Wahrheit kaum ein Menschalter lebe. Jedenfalls wurden aber erquickende Wirkungen erzielt. Einen großen Anteil daran hatte der unter den zahlreichen Solisten als Persönlichkeit hervortretende Wechsauer, der den Christus sang. Er betonte durchaus der Tendenz des Matthäusevangeliums gemäß mehr die menschliche Seite des göttlichen Propheten und fand für das Ringen, Zweifel und Verzweifeln eines dem Tod geweihten und ihn doch letzten Endes fürchtenden Menschen ergreifende Töne. Man wird in den nächsten Jahren in Berlin kaum groß was hören können, als diese meisterhafte Wiedergabe des Leidens und Sterbens Jesu Christi.

In die Zeit der ersten Christen führte der Pfannschmidtsche Chor mit „Quo vadis“, dramatische Szenen für Soli, Chor, Orchester und Orgel, von Felix Radomowiczski. Vier lose aneinandergereihte Bilder dem mir persönlich gräßlichen Roman Dostojewski entnommen, werden teglich nicht ungewandt geschildert, der Brand Rom's

die Wur des Volkes gegen die Christen, ein Gottesdiener in den Katafomben und die Ercheinung Christi. Der Chor beendete das Werk durch eine riesige Doppelfuge. Von der Musik des überaus häufig preisgekrönten Komponisten (man wird bald nicht mehr an Preisträger glauben, man hat deren schon zu viele vertragen sehen) zu sprechen, bereitet ein wenig Verlegenheit: sie ist kaum zu loben noch abzulehnen. Gut gemacht von einem Bruchstückler, klingt sie doch oft etwas roh; ans Herz greift nichts. Man bleibt kalt, weil letzten Endes die Persönlichkeit fehlt, der irgend etwas uns Berührendes eingefallen wäre. Die Wiedergabe war gut, die Solisten, mit Ausnahme der Dame, wirkten leider auf die Lachmuskel. Trotz allem hatte ich die Empfindung eines großen Publikumerfolges, wenn auch die Kirche den Ausdruck des Beifalls zurückhielt. — Die Dritte in dieser Reihe ist die Singakademie. Sie brachte „Das Tränenträglein“, eine Legende für Soli, Chor, Klavier, Harmonium und Orgel ihres Direktoren Georg Schumann zum ersten Male hier zu Gehör, nachdem das Werk bereits vorigen Winter in Großlichterfelde seine erfolgreiche Aufführung erfahren hatte. Der damals gedehnte Wunsch, das Werk zu instrumentieren, ist soweit in Erfüllung gegangen, als der letzte Chor mit Orchester gesetzt ist und nun doppelt schön wirkt, da er an sich schon das Ganze an Gehalt übertrifft. Ueberhaupt liegt der Schwerpunkt des Werkes in den Chören. Durch die Mitwirkung der Orgel gewann es noch merklich, Harmonium bleibt doch immer ein Surrogat für den Hausgebrauch und für die Chorbegleitung hinter der Bühne. Etwas Schiefes wird das Werk, ja durch die allzu dramatische Behandlung des lyrischen Stoffes immer behalten, es bleibt aber so vieles reizvolle übrig — schon Kürze tut wohl —, daß eine Weiterverbreitung dieses für mein Empfinden weit gelängerten Chorstückes, als es etwa das Oratorium „Aub“ desselben Komponisten ist, zu wünschen wäre. Von den Solisten war nur Fräulein Leisner dieselbe, wie voriges Jahr: denn Semus hat, obwohl es so viele Töne gibt, Freund Hein abgeholt. Das Mozartsche Requiem folgte, dessen confutatis mich wie stets am stärksten ergreift, weil es den sterbenden Meister mit dem Blick auf das gelobte Land neuartiger Harmonieverbindungen zeigt.

Auf meiner Jahndung nach Novitäten geriet ich in den Abend der Zeeck-Quartettisten, die „Lebenslenze“, dreiteiligen Zyklus für Quartett und Klavier op. 5 ihres Landmannes B. Siepán (der den Klavierpart außerordentlich schön spielte), mitbrachten. Ich glaube, das Werk wird untergehen wie alle Kammermusik unserer Zeit, die mehr im Klus ist als jede andere Musikgattung, die Neues zu schaffen strebt. Greifbarer in der Form und plastischer in den musikalischen Gedanken als manches zeitgenössische Werk, steht es etwa zwischen Schön-

berg und Debussy und trägt mit bei, die Grenzen der Tonarten gegeneinander zu verwischen. — Richard Strauß gab sich im dritten Konzert der königlichen Kapelle etwas schwach. Zur tragischen Ouvertüre von Brahms hat er kein rechties Verhältnis; näher liegt ihm schon die Genovevauvertüre von Schumann. Das interessante Noviel zu Verlioz „Beatrice und Benedikt“ bildete den wohlgelungenen Uebergang zum Zarathustra. Die Werke Straußens nehmen bei zunehmender geistlicher Distanz eher an Kompliziertheit ab, wie dies auch beim „Heldenleben“ zu bemerken war in dem zweiten der vier Konzerte, welche der prachtvolle Max Fiedler veranstaltet, wenn dies Stück Programm-Musik auch entschieden zu lang ist und vieles nicht so herauskommt: die Violinisti gaben kaum das gewünschte Bild und die Themenerarbeitung mit Benutzung der früheren Werte wird oft nicht deutlich, wie es gedacht ist. Richard Gloman, der das Brahmskonzert zergeigte, ist wieder einmal einer der vielen Beweise, daß aus Wunderkindern oft nur Normalmenschen werden.

Von Solisten lockte mich Anforge. Aber ich weiß nicht: war mein Schnupfen (obligat im November) schuld, oder war Anforge nicht so in Stimmung, kurz und gut, die F-moll-Sonate von Brahms gefiel mir nicht so wie sonst. Gerade Anforge ist ja so von Stimmungen abhängig. Dagegen hatte die Philharmonie noch einen großen Tag: Mattia Battistini. Ich schreibe nicht gerne über Berühmtheiten: weil so oft wenig dahinter steht. Aber vor dieser Gesangskunst steht der Deutsche starr. An rein Technischem scheint er mir noch größer als Caruso. Wie Battistini, dem (angeblich) im siebenten Lebensjahrzehnt Sterbenden, die Stimme vorn auf den Lippen sitzt, so daß man glaubt, jeden Ton greifen zu können, wie er mit seiner Stimme spielt, jongliert kann man beinahe sagen, wie er den Ton beliebig moduliert, anschwellen läßt, mit einem Aud nach unten abschließt — nun, ich könnte noch viel sagen. Aber ich äußerte bloß zu einigen Gesangsphilistern, die da waren: Kinder, gebt's auf; ergreift einen anständigen Beruf! Das Wundervollste an Vortrag war wohl Paviellos bekanntes „Nel cor più non mi sento“, und die Anprache Wolframs aus „Tannhäuser“, italienisch gesungen. Und dann noch der Prolog aus „Rajazzo“. Und dann noch — ich schwärme wie ein Mädchen vom Zener. Der Abend hatte einen lustigen Ausfall. Ein Wiener Kapellmeister, Dr. Hans Pleh, machte zu Anfang die große Leonoren-Ouvertüre. Auf den Gesichtern der Philharmoniker lagerte breites Grinsen. Als es aus war, züchte man heftig. Denn der Dekortiel entschuldigt doch wirklich nicht alles. — Und dann sang er wieder. Na ja, Kinder, gebt's auf!

Oskar Guttmann.